Kolumne : Tagebuch einer Bestattung

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Alter & Zukunft : Magazin der Pro Senectute Kanton Zürich**

Band (Jahr): **7 (1999)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Kolumne

Tagebuch einer Bestattung

*Hedi Wyss

19. Sept. 1998: Meine Mutter ist tot. Ihre Asche steht in einem tönernen Topf in unserem Schlafzimmer. Der Deckel ist aufgemacht, die Plombe gelöst. Seit fast drei Jahren ist sie in dieser Urne drin und die Urne in einer alten Reisetasche, die sie bei ihren Ausflügen vollgestopft mitzunehmen pflegte.

Gestern habe ich darin herumgestochert. Die Asche ist weiss und enthält kleine Splitter, die eine poröse Struktur haben. Splitter von den Knochen einer fünfundneunzigjährigen Frau? Und der feine weisse Staub? Ist das Aschenstaub vom Sarg, vom Kopfkissen, vom Leichenhemd, das sie ihr übergezogen haben? Mein Bruder und ich hatten zwar gewünscht, dass ihre Leiche einfach verbrannt und die Asche in einer Blechschachtel uns Kindern übergeben würde. Weil wir unsere Mutter nicht liebten? Nein, zuerst einmal weil sie selbst eine Abneigung gegen Friedhöfe hatte. Dort sei es kalt und unfreundlich, meinte sie. Auf das Grab meines Vaters war sie kaum je gegangen. Das Andenken an ihn sei dort nicht zu finden. Ich empfand es genauso, und als sein Grab geräumt wurde, schien mir das widersinnig: Da hatte man einen Stein gesetzt, und ein Grabstein ist ursprünglich als Denkmal für immer gemeint. Dann aber wird er nach zwanzig Jahren weggeräumt, vom Steinhauer zu neuer Verwendung zurückgenommen. Wie der Verkauf von Särgen und anderem Zubehör ein einträgliches Geschäft. Wir wollten keinen Pfarrer und keine Kirche für ein Begräbnis. Bei einem Todesfall christliche Zeremonien zu inszenieren, wenn sie in unserem Weltbild längst keinen Platz mehr haben, schien uns unsinnig.

Wir haben kein schlechtes Gewissen, wir haben alles getan, damit sie es gut hatte, als sie noch lebte, sagte mein Bruder. Wir brauchen keinen polierten Grabstein zu setzen, weil es jetzt für anderes zu spät ist. In der Nacht vom 3. November 1995 starb meine Mutter. In dieser Nacht schneite es zum ersten Mal in jenem Jahr. Sechs Wochen später, in der Gedenkrede, die ich für sie hielt, bei einem Essen, das wir für ihre Freunde gaben, erwähnte ich dies «Sie mochte den Winter nicht», sagte ich, «sie liebte die Sonne, also ist sie gegangen am Tag bevor der erste Schnee fiel». Die Leute fanden das wunderbar. Sie mochten den Ausdruck: «sie ist gegangen». Aber wenn diese Formulierung auch in vielen Todesanzeigen steht, so wissen wir doch, dass es nicht stimmt. Nachdem meine Mutter keuchend den letzten Atemzug getan hatte, lag sie immer noch da, auf dem Spitalbett. Regungslos auch am andern Morgen noch, mit fest zusammengekniffenen Augenlidern. Man hatte ihr das Kinn mit einer weissen Binde hochgebunden, den Körper mit einem gelblichen Überwurf zugedeckt. Noch nicht zwölf Stunden war es her, seit all die Kreisläufe, die das Leben ausmachen, aufgehört hatten zu fliessen, seit die Lungen sich nicht mehr bewegten, die Hormone nicht mehr ausgeschüttet wurden, die Neurotransmitter im Hirn nicht mehr von einer Synapse zur anderen übersprangen. Nun würde sich dieser Körper allmählich in seine Moleküle auflösen, die sich irgendwann zu neuen Organismen zusammenfinden würden. Die Persönlichkeit war schon verschwunden, die Erinnerungen eines Lebens ausgelöscht. Höchstens ein paar Fetzen davon sind jetzt in anderen Gehirnen, in denen ihrer Angehörigen und Bekannten, noch da.

Da sass ich also, am Tag nach ihrem Tod, dem Leichenbitterer gegenüber, einem, bleichen jungen Mann. Er hatte einen so tragischen Ausdruck im Gesicht, dass ich ihm tröstend versicherte, wenn ein Mensch in diesem hohen Alter sterbe, sei das kein

erschütternder Anlass. Dann schritten wir zu den Formalitäten. Ich äusserte den Wunsch nach der Kremation und einer Blechschachtel für die Asche. Die alte Freundin meiner Mutter, die sie in den letzten Jahren betreut hatte, sah mich traurig an. Der Leichenbitterer wies mich darauf hin, dass man ohne Sarg die Leiche nicht verbrennen könne, und hatte gleich den Katalog zur Hand. «Nein», sagte ich, «keine Beschläge, nein, keine Auspolsterung mit Samt. Nein, meine Mutter brauchte keine dieser Rüschen am Sargrand». Als Rechtfertigung dafür, dass ich das billige Tannenholz dem teuren Mahagoni vorzog, konnte ich mich auf die Verstorbene berufen, die eine Umweltschützerin gewesen war. Aber musste ich denn, als Beweis, dass es sich da nicht um Geiz handelte, wenn ich kein Totenhemd, kein Kissen für den Leichenkopf bestellen wollte, erzählen, wie meine Mutter an Geburtstagen in einem Blumenmeer gesessen, wie der Bruder, der jetzt nur eine Blechschachtel für die Asche wollte, ihr zu Lebzeiten jeden Wunsch erfüllt hatte? Der Bestattungsbeamte musterte mich so vorwurfsvoll, dass ich schwieg, als die alte Frau neben mir entschlossen ein Satinkissen bestellte, ein schönes Leichenhemd und zwanzig rote Rosen zur Dekoration. Ich habe diese Dinge nie gesehen. Ich reiste zwei Tage später zu einer Reportage nach Spanien.

Als ich wieder in der Schweiz war, holte ich die Urne im Friedhof ab. Es regnete in Strömen. Ich trug den Tontopf in der alten Reisetasche vom Krematorium zum Tram. Am Rand des Deckels war auf einem winzigen Schild der Name und eine Nummer vermerkt. In der Wohnung meiner Mutter stellte ich den Topf auf den Esstisch in der Stube, und blickte zum Lehnstuhl hinüber, in dem sie immer gesessen hatte. Auf dem Kanapee lag noch der Stock, den sie in den letzten Monaten gebraucht hatte. Ich arrangierte Trockenblumen und die alten Familienfotos um die Urne herum. Dann ging ich denselben Weg wie als Kind, und all die Jahre, als ich meine Mutter besuchte, und fuhr mit dem Zug nach Hause. Wie ich so die Landschaft an mir vorüberziehen liess, schien mir, nichts habe sich geändert. Wenn ich morgen ihre Nummer wieder einstellen würde, könnte ich ihre Stimme wieder hören.

Jetzt sind fast drei Jahre vergangen. Mein Bruder hat Asche aus der Urne genommen, um sie in Amerika, wo er lebt, an den Orten, die sie am meisten liebte, zu verstreuen. Dann stand der Tontopf lange im Ferienhaus in den Bergen, wo wir ein paar Handvoll auf ihrer liebsten Wanderung in die Luft geworfen haben. Und morgen werden wir den Rest in den Vierwaldstättersee streuen: In den See, der zur Landschaft ihrer Kindheit gehörte, da, wohin sie immer wieder zurückgekehrt ist.

20. Sept. 1998: Wir haben sie mit Schwung in den See gekippt. Die weisse Asche verschwand sehr schnell im grünen Wasser, einen Augenblick schwebte ein kleines Wölkchen noch in den Wellen. Dann beugte ich mich über den Rand des Bootes, liess die Urne voll laufen und versinken. Ich legte ein paar Röschen und Astern aufs Wasser. Schwäne paddelten Futter heischend sehr nah ans Boot. Hinter uns fuhr ein Schiff voller Ausflügler vorbei. Am Steg vor den hölzernen Umkleidekabinen stand eine Nonne. Die Tracht war anders gewesen, als wir als Kinder auf dieser Wiese badeten. Wir wechselten ein paar Worte. Nein, meine Tante, die da oben im Kloster gelebt hatte, hat sie nicht gekannt. War sie vielleicht, damals, als wir hier Ferien machten, noch gar nicht auf der Welt.

«Noch nicht» auf der Welt, «nicht mehr» auf der Welt. – Warum erfüllt uns das «noch nicht», vor unserer Geburt nicht genau so mit Schrecken, wie das «nicht mehr», nach dem Tod? Warum hat man den Himmel als Trost nur fürs Nachher erfunden? Und weshalb lässt man die Seele in der Phantasie nur nachher weiter-, aber nicht vorleben?

Meine Mutter ist seit dem Tag im November vor drei Jahren nicht mehr auf der Welt. Und am heutigen Tag ganz verschwunden für uns. Ein bisschen Asche im See, das niemand finden wird. Vielleicht nach Jahren einige glattgeriebene Tonscherben von der Urne, die die Wellen ans Ufer spülen.

Der Tod meiner Mutter hat niemanden erschüttert. Es war der erwartete Abschluss eines langen Lebens. Eine Alltäglichkeit. Und doch ein Rätsel. In dem Masse, wie die Heilslehren, mit denen man uns aufgezogen hat, verschwinden, wächst die Gewissheit, dass es keine Antworten gibt. Dass da Unendlichkeiten sind, die sich nicht ausloten lassen. Und dass der Augenblick des Lebens das einzige ist, was wir haben.

**Hedi Wyss ist Schriftstellerin und Jounalistin. Sie lebt in Kilchberg.*